

Zeitschrift: Traverse : Zeitschrift für Geschichte = Revue d'histoire
Band: 25 (2018)
Heft: 1: Attraktive Orte zur Aufnahme ausländischer StudentInnen =
Accueillir l'étudiant.e étranger.ère

Buchbesprechung: Allgemeine Buchbesprechungen = Comptes rendus généraux

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Allgemeine Buchbesprechungen

Comptes rendus généraux

Markus A. Denzel et al. (Hg.)
Oeconomia Alpium I
Wirtschaftsgeschichte
des Alpenraums in vorindustrieller
Zeit. Forschungsaufriß, -konzepte
und -perspektiven

De Gruyter, Berlin 2017, 313 S., € 99,95

Exakt 20 Jahre nach Jean-François Bergiers Buch *Pour une histoire des Alpes. Moyen Age et Temps modernes* (Aldershot 1997) erscheint der erste Band der *Wirtschaftsgeschichte des Alpenraums in vorindustrieller Zeit*. Ein Zufall ist hier auszuschließen. Die Beiträge basieren auf der gleichnamigen Tagung, die am 19.–21. März 2015 in Hall, Österreich, stattgefunden hat. Der vorliegende Sammelband ist der erste von drei geplanten Bänden eines Kompendiums zur Wirtschaftsgeschichte des Alpenraums. Markus A. Denzel definiert im einleitenden Beitrag die drei Themenblöcke «Der Raum und seine Menschen», «Der Alltag» und «Handel, Migration und Kommunikation», denen je ein Band gewidmet sein soll. Die Themen leitet Denzel aus der richtungsweisenden Forschung Fernand Braudels zum Alpenraum ab.

Das Buch gliedert sich in vier Teile, wobei der erste konzeptuellen Überlegungen gewidmet ist. Auf die Einleitung von Markus A. Denzel zum Publikationsprojekt folgt ein Definitionsversuch des Konzepts des «Alpenländischen Kapitalismus in vorindustrieller Zeit» von Gabriel Imboden. Imboden definiert dieses Konzept anhand des Wallisers Kaspar Stockalper (1609–1691), den er als Idealtyp eines Unternehmers im Alpenraum sieht. Dessen Unternehmertum vermittele zwischen Ka-

pitalgebern aus den Metropolen und den «Anlagemöglichkeiten in den Alpen». (28) Mit dem Konzept setzt sich Imboden dezidiert von älterer Forschung ab, die von einer autarken Selbstversorgung und geschlossenen Wirtschaft im Alpenraum ausging. Allerdings bleibt unklar, inwiefern sich dieser alpenländische Kapitalismus von anderen Formen des Unternehmertums jener Zeit unterscheidet, vom geringeren Kapitalvolumen der Investitionen und Unternehmungen abgesehen. Ein anderes Konzept bringt Andrea Bonoldi mit der neuen Institutionenökonomie ein. Er argumentiert, dass die Umweltbedingungen im Alpenraum nur einen kleinen Teil der ökonomischen Aktivitäten erklären könnten, weshalb auch die sozialen und politischen Institutionen, also die Regelsysteme, die den ökonomischen Alltag ordneten, in die Analysen einbezogen werden müssten. Bonoldi wendet diese Perspektive auf die Themen Grundbesitz (Wo befinden sich die Machtzentren der alpenländischen Besitzungen?), Transport (Verkehrspolitik) und Familie (als Antipode zur Herrschaft) an und zeigt, wie unterschiedlich solche Institutionen an verschiedenen Orten in den Alpen ausgeformt waren. Er regt an, fundamentale Interpretationskategorien der Wirtschaftsgeschichte in ihrer Relation zum Fall der Alpen zu klären und dabei gezielt Modelle zu formen, um über die einfache Aneinanderreihung von Vergleichen hinausgehen zu können.

Im zweiten Teil werden mit demografischen (Alessio Fornasin), klima- und umweltgeschichtlichen Fragen (Christian Rohr) zwei grundlegende Bedingungen der Wirtschaft im Alpenraum behandelt. Fornasin plädiert dafür, demografische

Entwicklung als Balanceakt zwischen Wachstum und Reduktion zu verstehen, und distanziert sich damit von der Anwendung generalisierender Entwicklungsmodelle. Mit Blick auf die Umweltbedingungen illustriert Rohr eindrücklich, wie Klima und Wetter nicht nur für die Landwirtschaft, sondern auch für den Transithandel von fundamentaler Bedeutung waren – und wie wenig dieser Aspekt in der bisherigen Forschung beachtet worden ist.

Der dritte Teil präsentiert eine Reihe von Studien, die sich einzelnen Aspekten der alpinen Wirtschaft widmen: Gerhard Siegl untersucht die Rolle ländlicher Gemeingüter, Katia Occhi fragt nach dem Wald als wirtschaftlichem Gut, Reinhold Reith analysiert die Bedeutung des gewerblichen Sektors, während Luigi Lorenzetti Migrationsflüsse und -gründe sowie deren finanzielle Anreize und Auswirkungen unter die Lupe nimmt. Einen aussergewöhnlichen Wirtschaftssektor fokussiert Louiselle Gally-de Riedmatten mit dem Fremddienstwesen, wobei sie nachweist, dass dieser Wirtschaftszweig stark mit anderen Handelsgütern verflochten war, insbesondere mit Salz. Cinzia Lorandini studiert den Handels- und Transitverkehr mit Fokus auf das Land Tirol, während Mark Häberlein den kommerziellen Aktivitäten von süddeutschen Handelshäusern nachspürt und aufzeigt, wie deren Investitionen und Handelsnetzwerk den ganzen Alpenraum durchspannten. Anne Montenach widmet ihren Beitrag dem Schmuggeln als Wirtschaftsfaktor im Alpenraum und zeigt, wie die Bevölkerung von Grenzdörfern diese illegale Aktivität ökonomisch zu nutzen wusste. Philipp R. Rössner beschäftigt sich mit dem Montangewerbe in Tirol, insbesondere mit dem Abbau und Handel von Silber. Er zeigt eindrücklich auf, wie eng dieses Gewerbe mit Handelshäusern aus dem ausseralpinen Raum vernetzt war. Mechthild Isenmann

schliesslich vergleicht wirtschaftsethische Vorstellungen von Kaufleuten nördlich und südlich der Alpen und regt an, den Alpenraum auch als Transferraum für immaterielle Güter zu verstehen und zu untersuchen.

Der vierte Teil schliesst mit einem zusammenfassenden Kommentar Denzels, der konkrete Desiderate für zukünftige Forschungen formuliert.

Durch seine Vielfalt bietet der Band einen ausgezeichneten Überblick über Forschungsstände und aktuelle Debatten rund um die Wirtschaftsgeschichte der Alpen, zumal alle wichtigen Themenfelder abgedeckt sind. Sehr anregend wirkt die breite Palette der angewendeten Methoden und Modelle, die illustriert, wie mit innovativen Ansätzen neue Fragestellungen und Erkenntnisse zu einem historischen Raum generiert werden können, der als quellenarm gilt und nicht zuletzt darum von Forschenden bisher stiefmütterlich behandelt worden ist. Auch der Umgang mit dem Erbe Braudels und Bergiers überzeugt, indem es auf produktive Weise gewürdigt und kritisiert wird. Dass die Beiträge in vier Sprachen gedruckt sind, illustriert zudem quasi idealtypisch die verbindende Dimension der Alpen, die in einzelnen Beiträgen angesprochen wird. Das Vorhaben der Herausgeber, Aufrisse, Konzepte und Perspektiven für eine Wirtschaftsgeschichte des Alpenraums zu bieten, gelingt gesamthaft gesehen gut.

Der Band leidet aber an den häufig auftretenden Symptomen von Konferenzbänden: die einzelnen Beiträge stehen untereinander kaum in Beziehung und scheinen teilweise von unterschiedlichen Prämissen auszugehen. Es mag Makulatur sein anzumerken, dass teils von «vorindustrieller Zeit», teils von «antico regime» gesprochen wird, doch zeigt sich hier exemplarisch, wie lose die Klammer um die Gesamtheit der Beiträge gelegt ist.

Was die Beiträge eint, ist die Betonung der alpinen Vernetzung mit dem Umland und das Plädoyer, die Wirtschaftsgeschichte unter Einbezug von Aspekten des Sozialen, des Politischen und der Umwelt zu erforschen. In dieser Hinsicht verschwimmen die Grenzen sowohl des Alpenraums als Raum als auch der Teildisziplin Wirtschaftsgeschichte.

Diese Frage der Abgrenzung greift Denzel in seinem Schlusskommentar auf: Es müsse gefragt werden, ob «genuinely alpine characteristics of the economy» überhaupt identifiziert werden können. (313) Die Wirtschaftsgeschichte des Alpenraums steht somit vor der Herausforderung, ihre Besonderheit herauszustellen und ihre Legitimation zu bestätigen.

Romed Aschwanden (Basel)

Sundar Henny
Vom Leib geschrieben
 Der Mikrokosmos Zürich
 und seine Selbstzeugnisse
 im 17. Jahrhundert

Böhlau, Wien 2016, 404 S., 24 Schwarzweiss- und
 11 Farb-Abb., € 70,-

Der Titel lockt auf die falsche Fährte. Von den methodischen Zugriffen, welche die Leserin nach der Lektüre des Titels erwarten würde, grenzt sich Sundar Henny dezidiert ab: die Publikation reiht sich nicht in die Materialitäts-, Körper- oder Diskursgeschichte ein. Henny geht es um die «Leibhaftigkeit der Textzeugnisse» (7) selbst. Er begreift Selbstzeugnisse als «Bücher, Blätter, Pergamente», (7) die es in ihrer materiellen und nonverbalen Dimension – der Autor spricht von der «leiblichen Verfasstheit» (12) – wahrzunehmen und zu analysieren gilt. Dieser Zugang verspreche, «über die Leiblichkeit des Buches die Leiblichkeit historischer Personen selbst partiell erschliessen zu

können». (17) Dazu greift der Autor methodisch mit Pamela Smith, Roger Chartier und Don McKenzie auf die neuere Buchgeschichte zurück, die das Buch als polymorph und multifunktional, jedenfalls nicht nur als Ideenträger oder Gegenstand versteht. Selbstzeugnisse definiert Henny als «kontextuelle und sozial verflochtene Gebilde». (44) Damit wählt er innerhalb der breiten Selbstzeugnis- und Autobiografieforschung der letzten Jahre einen liberalen Begriff, der seinem Basler Umfeld, in dem diese Doktorarbeit entstanden ist, durchaus entspricht. Das Zürich des 17. Jahrhunderts bietet für das Forschungsvorhaben einen vielversprechenden Kontext: dort ist nicht nur eine grosse Bandbreite an Selbstzeugnissen überliefert, vielmehr wird der politisch-gesellschaftliche Kontext der Stadt in zeitgenössischen Quellen wie in heutigen Abhandlungen völlig unterschiedlich dargestellt und bewertet – ein Umfeld, das die verbalen und nonverbalen Aussagen von Selbstzeugnissen nicht voraussehbar macht.

Henny präsentiert in fünf Kapiteln fünf schreibende Geistliche und Bürgermeister, «allesamt männlich, weiss, christlich, nichtadelig, städtisch, reformiert und gebildet»: (46) den Antistes Johann Jakob Breitinger, den Kaufmann und Bürgermeister Salomon Hirzel, den Aufsteiger und Bürgermeister Johann Heinrich Waser, den Archidiakon und Theologieprofessor Johannes Müller und den umstrittenen Pädagogen, Missionar und als geisteskrank Inhaftierten Johann Jakob Redinger. Ihre Selbstzeugnisse sind unterschiedlicher Art und erlebten überdies im Lauf ihrer Geschichte Transformationen: Breitinger suchte in seinem Selbstzeugnis die Identität mit den «frommen Altvorderen» (102) und begriff es als handschriftliche Reliquie, die allerdings 80 Jahre nach seinem Tod in den *Miscellanea Tigurina* zur Idee sublimiert wurde. Hirzel schrieb in der Tradition toskanischer Kaufleute eine Art

Kaufmannsjournal über die Rites de Passage im familiären Kontext, während sich sein Nachfolger Waser in seinem archivarisch angelegten Nachlass Ehre und Schutz erschreiben wollte. Müller konfrontierte seine Leser in einer zweiseitigen Anlage mit einem quasi mimetischen Abbild von Konversationen einerseits und einer kommentierend-ergänzenden Alternativ-erzählung andererseits. Redinger schliesslich setzte in seinen in der Haft entstandenen Schriften den Mikrokosmos Zürich in Bezug zu einem apokalyptisch-globalen Kontext und beschrieb sich als endzeitlichen Propheten, der von Frau und Stadt verlassen wurde.

Aufschlussreich ist die leibliche Verfasstheit der Schriften dort, wo Personen verglichen werden, welche die gleichen Ämter bekleideten. Die Selbstzeugnisse entlarven die vermeintliche Ähnlichkeit. Ein Salomon Hirzel konnte es sich leisten, sein Selbstzeugnis als privates Gebet niederzuschreiben und seine *fama* und *memoria* über Stiftungen zu organisieren. Daher musste er sein Selbstzeugnis nicht zur Selbstmonumentalisierung verwenden, ganz im Gegensatz zu seinem Nachfolger Waser, der eine allumfassende Selbstdarstellung für die Aussenwelt verfasste und dabei seine vielfache Verankerung im Stadtstaat markierte. Seine Macht als Aufsteiger war viel labiler, wie Henny im materiellen Textbefund zeigen kann.

Überraschend ist die Bedeutung materieller Gegenstände in den Selbstzeugnissen. Breitinger bewahrte eine Brille reliquiengleich auf und befahl, auch die unleserlichen Teile seines Nachlasses aufzubewahren, Hirzel liess einen monumentalen Hirsch an seinem Zürcher Haus anbringen, Waser begriff seine Selbstzeugnisse als Waffen und Müller titulierte seine Selbstzeugnisse als Spiegel, Uhr oder Po-saune. Man gewinnt den Eindruck, dass Henny durch die Selbstzeugnisse oft nicht bis zur Leiblichkeit der Verfasser selbst

vorstösst, sondern bis zu jenen Dingen, die sie an und bei sich tragen. Aber vielleicht sollte man Leiblichkeit im vormodernen Kontext auch gar nicht mit Fleischlichkeit gleichsetzen, sondern darin eine Einsicht des Buchs sehen: dass nämlich zur Leiblichkeit dieser Zürcher wesentlich Gegenstände gehörten. Der Autor skizziert als Ergebnis, dass sich «ausgerechnet in Zürich» ein Schriftkult manifestierte und «Leib und Leiblichkeit öfters ins Magische überhöht» wurden. (313) Neben diesem Sakramentalitätsverständnis identifiziert Henny die innerstädtische Auseinandersetzung, den Himmel über Zürich und die Handschriftlichkeit als zentrale Motive der Selbstzeugnisse. Auch zur Stadtgeschichte selbst ist die Studie ergiebig: «Zürich im 17. Jahrhundert war Vieles zur selben Zeit», (320) orthodox und aufgeklärt, konfessionell und realpolitisch. Die bisher in der Forschung thematisierten Dualismen lassen sich schon deshalb nicht halten, weil gerade die hier dargestellten beziehungsweise sich selbst darstellenden Personen beides zugleich waren, konfessionell und aufgeklärt, und weil sie ihre Kooperationen situativ und nicht jenseits realpolitischer Gegebenheiten konzipierten.

Wenn man sich vom methodischen Zugriff des Autors inspirieren lässt, ist dieses Buch ein leserfreundliches: es liegt eine sorgfältig redigierte, übersichtlich gestaltete, mit 35 Abbildungen ausgestattete Arbeit vor, die zu lesen eine Freude ist. Der Autor kann schreiben, immer präzise, aber durchaus metaphorisch und manchmal mit einem Augenzwinkern (Beispiel: 47, Anm. 131). Er erklärt anhand zweier Bilder Anton van Dycks die Ambiguität des vormodernen Textbegriffs und den dreifachen Geschlechterbegriff der Zürcher Bürger des 17. Jahrhunderts. Egal was man methodisch davon hält, jedenfalls trägt dieses Vorgehen zum besseren Verständnis der einleitenden Prämissen und Thesen bei.

Überhaupt ist die Einleitung nicht in die typischen Kategorien von Methode, Forschungsüberblick und so weiter gegliedert und gerade in ihrer formalen Eigenständigkeit stark. Henny durchwandert seinen methodischen Zugriff, seine Quellen und das Umfeld dieser Quellen souverän und ordnet sich *en passant* in die Forschungs- und Quellengeschichte ein. Jedes Kapitel beginnt mit einem einseitigen Überblick. Das ist eine leserfreundliche Geste und überdies sinnvoll, da die Selbstzeugnisse der Kapitel zwar miteinander im Gespräch sind, aber nicht aufeinander aufbauen. Dadurch sind Zwischenfazits am Kapitelende nicht notwendig.

So interessant die Befunde zur Leiblichkeit der Texte und die Rückschlüsse auf die Personen sind, bisweilen würde man sich dafür interessieren, was konkret in diesen Texten steht. Selbstverständlich kann die Verbindung zur verbalen Dimension der Selbstzeugnisse (etwa zu den 30 Nachlassbänden Wasers) nicht innerhalb einer Arbeit geleistet werden. Wenn man die Methode Hennys aber ernst nimmt, so kommt es ihm gerade auf den Zusammenhang von dinglichem Buch, der leiblichen Verfasstheit des Autors und – eben auch – den verbalen Inhalten an. Ausserdem gleitet Henny bisweilen von den Selbstzeugnissen ab, um ausführlich den zeitgenössischen Ehr-, Heraldik-, Magie- oder Heilsgeschichtsdiskurs zu skizzieren – eine interessante und sicher notwendige Kontextualisierung, aber bisweilen langatmig im Vergleich zu den äusserst lesenswerten Stellen, in denen Henny die Textzeugnisse selbst analysiert.

Daniela Blum (Tübingen)

Christophe Charle

La dérégulation culturelle

Essai d'histoire des cultures en Europe au XIX^e siècle

PUF, Paris 2015, 745 p., € 29,-

Même s'il est régulièrement invité en Suisse, Christophe Charle reste, de manière assez étonnante au regard de l'ampleur et de l'intérêt de ses travaux, fort peu cité au sein du paysage historique national, tout particulièrement en Suisse germanophone. Littéraire de formation, auteur d'une maîtrise sur la vision du capitalisme dans *L'Argent* de Zola, Charle va s'orienter, sous l'influence notamment de Pierre Bourdieu, vers la sociologie littéraire en consacrant sa thèse de troisième cycle, soutenue en 1975, à l'histoire du groupe naturaliste au moment de l'Affaire Dreyfus. Cette phase de formation débouche sur une première série de travaux portant sur l'histoire des élites dans la France du 19^e siècle. D'abord exclusivement développées sur un périmètre hexagonal – *Les hauts fonctionnaires en France au XIX^e siècle*, 1980; *Naissance des intellectuels (1880–1900)*, 1990 et *La République des Universitaires 1870–1940*, 1994 –, ces recherches s'ouvrent à une dimension comparatiste avec *Les intellectuels en Europe au XIX^e siècle. Essai d'histoire comparée* (1996) et *La crise des sociétés impériales (1900–1940). Essai d'histoire comparée de l'Allemagne, de la France et de la Grande-Bretagne* (2001). Une dernière période est caractérisée par plusieurs enquêtes collectives menées dans une perspective internationale et pluridisciplinaire. Cinq ouvrages en sont issus, deux sur les universités en Europe et les réseaux savants et trois sur les capitales culturelles européennes. L'un des chantiers les plus récents est intitulé «De l'internationalisation culturelle en Europe, essai de mesure et de cartographie dans le temps long (XVIII^e–XX^e siècles)» qui vise à décloi-

sonner les différents domaines de l'histoire culturelle tout en les intégrant à une forme de géographie via l'élaboration d'indicateurs objectivables, sinon quantifiables.

Dans cette perspective, *La dérégulation culturelle* se présente à la fois comme une forme d'aboutissement des travaux précédents et l'esquisse d'une nouvelle étape. La synthèse, qui porte sur un long 19^e siècle courant de la Révolution française à la Première Guerre mondiale, peut être caractérisée par la volonté de prendre en compte l'espace européen dans sa diversité, en ne privilégiant ni une zone géographique particulière, ni un certain type d'objets: les différents chapitres de l'ouvrage nous font ainsi passer du monde du livre à celui de la scène (théâtre et opéra), au monde de la musique, au domaine des expositions ou encore aux musées et monuments. Dans le même temps, l'étude entend articuler une histoire sectorielle de la culture à une vision anthropologique qui intègre les modes de vie et les représentations régissant la vie en société. En ce sens, l'idée de dérégulation permet de penser le processus d'autonomisation du champ culturel et sa progressive émancipation des contraintes externes – en grande partie sociales, politiques et religieuses – pesant sur son fonctionnement.

On peut parler aussi de nouvelle étape dans la démarche suivie par l'auteur dans la mesure où il aspire à repenser le phénomène de la circulation des œuvres, en refusant certaines perspectives unilatérales privilégiant soit les cultures d'élite et/ou canoniques, soit les logiques purement marchandes et donc les productions rattachées à la culture de masse. Pour Charle, il est essentiel de prêter attention aux facteurs multiples qui accélèrent ou au contraire entravent les transferts culturels. Parmi ces facteurs, les éléments symboliques, politiques et sociaux jouent un rôle majeur comme en

témoignent les réceptions très différenciées de divers bestsellers britanniques ou français dans certains pays européens. L'influence des médiateurs, la structure du champ culturel de la société d'accueil, l'effet d'entraînement que peuvent exercer certaines œuvres de référence sont à intégrer à l'analyse. Par ailleurs, l'intensité mais aussi le rythme des circulations sont à même d'évoluer en fonction du type de production, et notamment entre secteurs liés à des formes de communication écrite et domaines rattachés aux formes visuelles et musicales.

L'ouvrage est construit en deux grandes parties: «Sortir de «l'Ancien Régime culturel», vers 1815–vers 1860» et «Les voies des modernités culturelles en Europe». Contrairement à un Arno Mayer, Charle insiste sur la césure, empruntant des temporalités discordantes en fonction des espaces, qui voit les anciens régimes culturels, caractérisés par une forte hiérarchisation de l'accès aux vecteurs de loisir et de formation, progressivement érodés par les processus d'industrialisation et de massification de la production ainsi que par les déclinaisons multiples de la scolarisation d'une part, de l'ouverture politique de l'autre. Cette évolution n'aboutit toutefois pas à un nouveau régime uniforme: la modernité culturelle emprunte des voies multiples avec la facilitation de modes de transmission et de diffusion mais aussi l'érection de nouvelles frontières liées par exemple à l'affirmation des nationalismes, l'accroissement des inégalités sociales, le rôle grandissant de la commercialisation et l'avènement du divertissement. De la même manière, elle n'est pas linéaire. En effet, la Première Guerre mondiale est vue, en partie tout au moins, par Charle comme une réaction à cette dérégulation, une volonté de «réaffirmation de soi» qui joue aussi des tactiques d'emprunts plus ou moins avouées. Par ailleurs, ce conflit a

redonné aux Etats un rôle d'encadrement via les censures et les propagandes, qui sera prolongé, dans certains cas, jusqu'aux années 1980.

Au-delà de la somme érudite, fruit de 40 ans de recherche et d'innombrables lectures sur des espaces différenciés, l'ouvrage présente un cadre théorique et méthodologique très stimulant qui permet de penser conjointement une histoire des transferts et une perspective plus régionale ou nationale. Sur un premier niveau, le travail veut prêter un accent très particulier à des séries chiffrées et quantifiables afin d'éviter l'arbitraire propre à toute étude de cas. Dans le même temps, il plaide, notamment dans sa conclusion, pour une approche par le bas et une histoire des marges afin de ne pas se limiter aux formes de culture *mainstream*. A cette fin, Charle souligne l'intérêt des textes autobiographiques, des récits de vie de personnages modestes qui, par leur manière d'articuler leur quotidien à certaines pratiques, dévoilent la non-contemporanéité et les rythmes différenciés des modes de consommation culturelle.

Une deuxième piste féconde est de s'interroger non seulement sur le degré de circulation européenne des biens culturels mais aussi sur l'impact de ces mobilités: des effets éminemment ambivalents qui vont, soit vers le renforcement de crispations nationales (voire l'invention de traditions pour reprendre le terme consacré par Hobsbawm et Ranger), soit à des formes d'hybridation culturelle qui ont particulièrement intéressé les historiens de la mondialisation. A cet égard, il y aurait sans doute lieu de s'interroger sur de nouvelles formes de régulation qui cohabitent avec le trend qui donne lieu au titre de l'ouvrage. Cette «dérégulation» s'accompagne en effet de processus de nouvelle régulation, juridique par exemple avec la signature de la Convention de Berne sur la propriété intellectuelle, ou étatique, via la

mise en place de politiques patrimoniales et culturelles beaucoup plus volontaristes comme pourrait le montrer le cas suisse dès la fin du 19^e siècle.

Loin de présenter une déclinaison renouvelée du «grand récit» historique, la portée heuristique de la notion de dérégulation consiste à souligner son caractère conflictuel et en constante recomposition. Ce dont témoigne la récente déclinaison néolibérale de la dérégulation culturelle, assez éloignée de celle mise en exergue dans cette étude, qui fait peser, au nom de la domination des logiques purement marchandes, une lourde menace sur l'autonomie et la spécificité de la production de biens symboliques.

François Vallotton (Lausanne)

Franco Ruault
Geschäftsmodell Judenhass
Martin Hilti – «Volksdeutscher»
Unternehmer im Fürstentum
Liechtenstein 1939–1945

Peter Lang, Frankfurt a. M. 2017, 210 S.,
 14 Schwarzweiss- und 18 Farb-Abb., Fr. 58.–

Das «Musterländle» Liechtenstein steht als Fluchtort für deutsche Unternehmer wie den Hamburger Getreidehändler Alfred C. Toepfer, der seit den 1930er-Jahren im aufblühenden Steuerparadies die Stiftung JWG mit einem Kapital von insgesamt 5 Millionen Franken ausstattete, das viergrößte deutsche Auslandsvermögen in Vaduz. Die Steueroase Liechtenstein bot Gelegenheit, ungeschoren die deutsche Irredenta zu fördern und NS-nahe Persönlichkeiten in den Nachbarländern mit Kulturpreisen zu bedienen (zu Toepfer siehe auch Michael Fahlbusch, Ein fragwürdiger Philanthrop, http://duepublico.uni-duisburg-essen.de/servlets/DerivateServlet/Derivate-34587/04_Fahlbusch_Toepfer.pdf). Liechtenstein galt in den 1930er-Jahren

aber auch als Fluchtpunkt für Flüchtlinge, insbesondere Juden aus Deutschland und Österreich, die nicht in die Schweiz gelangten.

Das zu rezensierende Buch untersucht das Leben des Liechtensteiner Unternehmers Martin Hilti (1915–1997) und dessen Beziehungen zum Nationalsozialismus. Der Autor analysiert, welchen Einfluss Hiltis radikalökonomische Einstellung auf sein Leben und Unternehmen hatte, und zeichnet den bisher verschwiegenen Weg Martin Hiltis vom radikalen Nationalsozialisten zum Vorzeigeunternehmer Liechtensteins nach, der von der Liechtensteiner Regierung für sein patriotisches Verhalten in der Nachkriegszeit mehrfach ausgezeichnet wurde und weltweit Ehrentitel erhielt. Es handelt sich um einen Unternehmer, der ohne Schuldgefühl und Reue seine dunklen Jahre – wie übrigens Alfred C. Toepfer auch – zu verdecken wusste. In der Tat gibt es jedoch einen erheblichen Unterschied zu Toepfer, der – politisch sich zurückhaltend – immerhin mit höchsten Nazischergen persönlich bekannt war, aber nicht mit NS-Propaganda hausieren ging – ausser mit seinen Stiftungen.

Im Gegensatz hierzu weist der in Schaan geborene, in Graz als Vermessungsingenieur und in Wismar im Maschinenbau ausgebildete Martin Hilti, beim Kriegsausbruch von den Audi-Werken in das «Musterländle» zurückkehrend, alle Merkmale nicht nur eines willigen Parteigenossen auf, sondern er betrieb auch hartgesottene NS-Politik und -Propaganda. Er war gewillt, Liechtenstein zum Nationalsozialismus zu bekehren. Hierzu sind die Ausführungen Ruaults ausschliesslich, etwa über die Gründung der *Volksdeutschen Bewegung in Liechtenstein* (VDBL) 1938, einer paramilitärischen, NS-nahen Jugendorganisation, oder über das nach dem Vorbild des *Stürmers* gegründete Hetzorgan *Der Umbruch. Kampfblatt*

der Volksdeutschen Bewegung in Liechtenstein, dessen Leitung Hilti innehatte.

Hilti wird als autokratischer Macher dargestellt, und die Zeugenaussagen wie auch die verdienstvollerweise vom Autor befragten jüdischen Zeitzeugen, die das zweifelhafte «Vergnügen» hatten, während ihres Aufenthalts in Liechtenstein in der Kriegszeit mit Hiltis impertinenten antisemitischen Ausfällen konfrontiert zu sein, deuten darauf hin, dass er sich zu Höherem berufen fühlte, nämlich das verschlafene Schaan im Alpenrheintal und Liechtenstein zu «neuem Leben» erwachen zu lassen. Hiervon zeugen Aktivitäten, die der Autor erstmalig detailliert nachzeichnet: Hilti knüpfte seit 1939 nicht nur an seine Wirtschaftskontakte mit Bosch und Mercedes an, um an Grossaufträge der Automobilindustrie und der Munitionsfabriken etwa in Hessisch-Liechtenau zu gelangen, sondern auch an die politischen Verbindungen des Sicherheitsdienstes der SS (SD). Sein Spionagenetzwerk mit V-Leuten in Feldkirch, Innsbruck, Stuttgart und dem *Reichssicherheitshauptamt* in Berlin baute er äusserst umsichtig aus, unter Mithilfe des Schweizerischen Bankvereins, der in St. Gallen die Finanzen abwickelte. Namen von SD-Leuten tauchen auf, die für Regional- wie Wirtschaftsstudien weiter von Interesse sind: Klaus Hügel, Willy Busemann und Karl Klemm. Sie unterstützten ihn freilich nicht nur in wirtschaftsrelevanten Fragen, sondern tatkräftig auch bei der Spionage gegen die Schweiz. Die Tatsache, dass er 1943 eine Schweizerin heiratete, welche im 4. Armeekorps Telefonistin war, brachte ihn auf die Fahndungsliste der Schweizer Armee und der Bundesanwaltschaft in Bern. Tatsächlich wurde er in der Schweiz wegen Spionage zu 7 Jahren Zuchthaus und 15 Jahren Landesverweis verurteilt, während ein anderer Liechtensteiner Spion, Alfred Quaderer, 1944 in der Schweiz zum Tode verurteilt wurde.

Der Autor zeichnet ferner nach, wie es möglich war, dass aus dem Kleinunternehmen mit rund 250 Mitarbeitern des strammen Herausgebers des 1943 auf Betreiben des Schweizer Bundesrats verbotenen *Umbruchs*, schliesslich ein Konzern werden konnte, der nach dem Krieg paradoxerweise Aufträge zur Ausstattung von Schweizer Armee- und Bundeseinrichtungen erhielt, bis die Informationen über sein delinquentes Verhalten während der NS-Zeit in die Amtsstuben Berns drangen.

Aus meiner Sicht wäre es allerdings interessant, mehr über die «Gefolgs-gemeinschaft» im Schaaner Kleinunternehmen zu erfahren, die Hilti zu einem Drittel auch aus dem benachbarten Grenzgebiet zusammenschweissen wollte. Weiters wäre ein Vergleich mit den Schweizer Waffenschmiedern wie Oerlikon Bührle interessant. Doch wird man hier wohl auf die Öffnung des Firmenarchivs des mittlerweile weltweit mit 23'000 Mitarbeitenden tätigen Konzerns warten müssen, obwohl der Sohn Hiltis dem Autor lobenswerterweise bereits einige Informationen zur Verfügung gestellt hat.

Michael Fahlbusch (Basel)

Andrea Althaus
Vom Glück in der Schweiz?
 Weibliche Arbeitsmigration
 aus Deutschland und Österreich
 (1920–1965)

Campus, Frankfurt a. M., 447 S., € 45,-

Die Forschung zur Einwanderung in die Schweiz im 20. Jahrhundert fokussierte lange in erster Linie die Migration aus Italien, vorwiegend Männer, allenfalls noch Frauen in der Industrie. Kaum Beachtung fanden die aus Deutschland und Österreich in die Schweiz migrierenden Frauen, die hier als Haushalt- und Gastgewerbeangestellte arbeiteten, obwohl es sich dabei

keineswegs um eine kleine Minderheit handelte. 1930 stammten 24'600 beziehungsweise 81 Prozent der in Haushalten beschäftigten Migrantinnen aus diesen beiden Nachbarstaaten, 1960 waren es immer noch 16'600 beziehungsweise 56 Prozent. Die deutschen und österreichischen Migrantinnen waren bis in die 1950er-Jahre immer wieder Gegenstand von Überfremdungsdiskursen, nicht nur von Politikern und Teilen der Bevölkerung, sondern als Bestandteil der Sprache von Behörden und Organisationen.

Die Grundlage der Untersuchung der Zeithistorikerin Andrea Althaus bildet ein Quellenkorpus von 79 lebensgeschichtlichen Erzählungen, rund die eine Hälfte in mündlicher, die andere in schriftlicher Form, ergänzt um vielschichtige Materialien aus Archivbeständen von Behörden, Arbeitgeber-, Frauen- und Berufsverbänden von Arbeitnehmerinnen in der Hauswirtschaft. Diese breite Quellenbasis erlaubt es Althaus, die Erzählungen sowohl in ihrem biografischen als auch historischen Kontext zu deuten. In ihrer differenzierten Darstellung der gedächtnis-, erzähl- und biografiethoretischen Grundlagen verweist sie auf das Verhältnis von erzählter Erinnerung und vergangenem Erlebten. Erleben, Erfahren und Erzählen geschehen indes nicht im luftleeren Raum, sondern werden durch gesellschaftliche Diskurse mitbedingt. Es geht der Historikerin daher nicht nur darum zu analysieren, *was* erzählt wird, sondern auch *wie*.

Das notwendige Hintergrundwissen für die Erzählungen vermittelt das ausführliche strukturgegeschichtliche Kapitel «Politik und Diskurse». Über diese Entwicklung und die Übertragung des Überfremdungsdiskurses ins Recht im Rahmen des *Bundesgesetzes über Aufenthalt und Niederlassung der Ausländer* (ANAG) existieren bereits ausführliche Studien. Neu ist die geschlechtersensible Rekonstruktion des Diskurses, der seit seinen

Anfängen zu Beginn des 20. Jahrhunderts bis in die 1950er-Jahre immer auch mit der Einwanderung von weiblichen Haus- und Gastgewerbeangestellten aus Deutschland verflochten war. Die Angst vor der Germanisierung im Sinn einer ‹Überformung› der schweizerischen ‹Eigenart› durch monarchistisches oder nationalsozialistisches Gedankengut erreichte im Sog der geistigen Landesverteidigung ihren Höhepunkt. Diese Gefahr sei umso grösser, als Deutsche und Österreicherinnen alles tun würden, um einen Schweizerpass zu ergattern. Besonders plakativ warnte das Schaubild ‹Jeder achte Schweizer heiratet eine Ausländerin› an der Landesausstellung 1939 vor dieser ‹fünften Kolonne›.

In der Nachkriegszeit fokussierte man die gesundheitliche Gefährdung durch ansteckende Krankheiten, der mit der Einführung der sanitarischen Grenzuntersuchung begegnet werden sollte. So hatten die Vorurteile direkte Folgen für die Einreisenden. Um eine Aufenthaltserlaubnis zu bekommen, mussten die jungen Frauen zunehmend mehr Nachweise wie Arbeits-, Leumunds- und Gesundheitszeugnisse beibringen. Erst unter dem Eindruck der wachsenden, mehrheitlich männlich geprägten Zuwanderung aus Italien in den 1960er-Jahren wandelte sich das Reden über die Gefahr der ‹Überfremdung› hin zu einem ‹maskulinisierten› Diskurs, der bis heute wirkmächtig ist.

Kaum thematisiert ist allerdings bis heute die Rolle geblieben, die in der Ausgestaltung des Überfremdungsdiskurses den bürgerlichen Frauenorganisationen zukam. Diese wurden in den 1930er-Jahren über die von ihnen mitbegründete *Schweizerische Arbeitsgemeinschaft für den Hausdienst* (SAG) als Expertinnen bei der Ausgestaltung der Gesetzgebung und deren Vollzug beigezogen. Der SAG gelang es über die Thematisierung des Mangels an Dienstboten, nicht nur die Frage der Professionalisierung des Hausdienstes

und der Arbeitsbedingungen zu politisieren, sondern in den 1950er-Jahren über die mentale Gefährdung hinaus ebenso die direkte gesundheitliche Gefährdung der Schweizer Familien durch den hohen Anteil von deutschen und österreichischen Frauen im Bereich der Hauswirtschaft und des Gastgewerbes.

Die meisten Erzählerinnen sind in der Nachkriegszeit eingewandert, 51 von 79 sind in den 1930er-Jahren geboren, gut 60 Prozent davon auf dem Land. Für viele sind die Kriegsjahre, die im Kapitel ‹Vorgeschichten: Von Elternhäusern und Kinderstuben› dargestellt, analysiert und kontextualisiert werden, der Referenzpunkt ihrer Erzählung. Begründet wird die Auswanderung durch die unantastbare Autorität von Kirche und Schule, das problematische Verhältnis zu den Eltern, die von Kindern erwartete extrem anstrengende körperliche Arbeitsleistung zur Sicherung der Existenz armer Familien. Die Erzählungen weisen allerdings eine grosse Spannweite auf: von der punktuellen Mitarbeit auf dem grossen Hof der Eltern bis zur wochenweisen Ausleihung als Verdingkind an einen ‹grossen Bauern›. Die allgemein verbreitete Verhinderung der Bildung von Töchtern wurde mit dem Stereotyp legitimiert, dass sie später sowieso heiraten und nur ‹putzen und kochen› würden. In dieses Schema passte das ‹In-die-Schweiz-Gehen› junger Frauen.

Im Kapitel über die unterschiedlichen Gründe dieser Migration unterscheidet Althaus zwischen ‹Motiven›, die ökonomisch bedingt waren, und ‹Motivationen›, die oft, da gesellschaftlich nicht sagbar, erst auf Nachfrage hin zu eruieren sind und sich als weit emotionaler und facettenreicher erweisen als die vordergründigen Motive. Die Migration erfüllte in den Erzählungen vorwiegend drei Funktionen: Befreiung, Abenteuer und Bildungsmöglichkeit, meistens in Kombination. Zudem erscheint Migration in den meisten Fällen als Nor-

malität, da bereits Angehörige früherer Generationen – wie die Mutter, Tante oder Grossmutter – in die Schweiz gewandert waren, ebenso Bekannte oder Verwandte der gleichen Generation. Die Netzwerke spielten daher bei der Stellensuche eine zentrale Rolle.

Neben dem Mangel an Dienstboten trieb der touristische Boom der Nachkriegszeit die Suche nach ausländischen Arbeitskräften in der Schweiz voran. Da das ANAG Aufenthalts- und Arbeitsbewilligung gleichsetzte, wird die Einreise in die Schweiz in den Erzählungen oft als beschwerlicher Papierkrieg und die sanitärische Grenzuntersuchung als Demütigung oder unnütze Zeitverschwendung geschildert. Entgegen dem vom schweizerischen Zweig der Freundinnen junger Mädchen (FJM) gepflegten Bild des zu schützenden naiven Opfers wussten sich viele der jungen Einreisenden eigenständig zurechtzufinden. Nicht wenige markieren dabei ihre Ankunft als narrativen Ausgangspunkt einer im weiteren Verlauf der Erzählung aufgebauten Geschichte eines sozialen und beruflichen Aufstiegs.

Sowohl im Hausdienst wie im Gastgewerbe lebten die eingewanderten Angestellten mit den Arbeitgebenden in «Hausgemeinschaft» unter einem Dach, waren deren «Hausgewalt» unterstellt und kaum gewerkschaftlich organisiert, was sich extrem auf die Länge des Arbeitstags auswirkte. Das pausenlose, körperlich anstrengende Arbeiten und die mit der Trinkgeldordnung einhergehende und nationalisierte sexuelle Belästigung im Gastgewerbe – Österreicherinnen und Deutsche wurden als «Freiwild» behandelt – wurden oft als härter erfahren als die Bedingungen im Privathaushalt. Empfundene von den Hausangestellten die von einigen Arbeitgeberinnen in der Rolle der «Madame» durch spezifische Kleidung, separaten Eingang und demütigende Dienste markierte soziale Differenz.

Im Akt des Erzählens wurden die Selbst- und die Fremdpositionierung wiederholt und zugleich die Differenzen zwischen den Arbeitsverhältnissen in unterschiedlichen Haushalten hervorgehoben. Je mehr ihre Aufgaben jenen einer «normalen» Hausfrau glichen, desto positiver fallen die Erinnerungen aus.

Unterschiede zwischen Gastgewerbe und Hausdienst gab es bezüglich der Dauer des Anstellungsverhältnisses, wobei in der Hotellerie die saisonale Anstellung auch fremdenpolizeilich bedingt war. Gleichzeitig wurde vonseiten der Behörden und Expertinnen der häufige Stellenwechsel von Hausangestellten systematisch als hauswirtschaftliches «Versagen» und charakterliche Unstetigkeit verurteilt. Die Erzählerinnen schildern den Stellenwechsel als einzige Möglichkeit, ihre Arbeitssituation zu verbessern oder die in der Jugend verpasste Bildung nachzuholen. Arbeitszeiten und Wohnsituation beschränkten zudem die Möglichkeiten zur Gestaltung der Freizeit und freundschaftlicher Kontakte. Im Gastgewerbe war das indes eher möglich, so die Erzählerinnen, und zwar vor allem im Umfeld von Arbeitskolleginnen, fast alles Ausländerinnen und aus demselben Herkunftsraum wie sie selbst auch. Treffpunkte und Ausflüge wurden ausserdem von Kirchen und gemeinnützigen Vereinen – verbunden mit fürsorglicher Kontrolle – organisiert und von zahlreichen Erzählerinnen genutzt, ebenso Kursangebote zur beruflichen Qualifikation. Beides korrelierte mit zwei häufigen Migrationsmotivationen: etwas von der Welt sehen und Weiterbildung.

Das letzte Kapitel behandelt den Stellenwert, den die inzwischen 67–96 Jahre alten Erzählerinnen ihrem Aufenthalt als Haus- oder Gastgewerbeangestellte im lebensgeschichtlichen Kontext beimessen. Nur jede fünfte dieser Frauen blieb in der Schweiz, die meisten remigrierten, einige reisten in ein anderes Land weiter. Im

Erinnern binden sie ihre Migrationserfahrungen retrospektiv in eine biografische Gesamterzählung ein. Mit der vielfach als unbefriedigend empfundenen und mit grossen Mängeln behafteten Lebenssituation vor der Migration als Referenzpunkt werten dabei die meisten diese Erfahrungen trotz aller harten Bedingungen positiv: als Emanzipations-, Bildungs- und/oder berufliche Erfolgsgeschichten. Sie schliessen damit den Bogen zu den Migrationsmotivationen, die Althaus in den vorausgehenden Kapiteln herausarbeitet. Nur wenige deuten die Migration als sozioökonomischen Abstieg. Selbst die durch Heirat Schweizerinnen gewordenen Frauen thematisieren den rechtlichen Rückschritt wegen des fehlenden Stimmrechts nicht. Mit ihrer positiven Wertung beziehen die Erzählerinnen wohl auch noch rückblickend Stellung gegen das allgemein negativ konnotierte Bild der «Dienstmädchen». Zugleich präsentieren

sie der Interviewpartnerin ebenso wie sich selbst, in der Begrifflichkeit von Reinhard Sieder, ein «gelingendes Leben» und verleihen ihrer erzählten Entwicklung vom Ende her Sinn.

Es ist ein grosses Verdienst der Autorin, mit dieser theoretisch fundierten Studie die Migration in die Schweiz aus einer neuen Geschlechterperspektive zu analysieren. Es gelingt ihr dabei, die politischen Überfremdungsdiskurse, die sich in der Sprache von Behörden und Organisationen sowie von gesetzlichen Regelungen niederschlugen, mit den erzählten Lebensgeschichten zu verknüpfen und dabei gleichzeitig die Situation im Herkunftsland wie im Zielland Schweiz einzubeziehen. Die Lektüre lohnt sich daher über ein fachspezifisches Lesepublikum hinaus auch für an aktuellen Migrationsdebatten interessierte BürgerInnen.

Elisabeth Joris (Zürich)